Agnes Street-Klindworth.

Im Jahre 1853 erfuhr der Schülerkreis Liszts eine interessante Erweiterung. Eine überaus graziöse und elegante junge Frau, deren zarte Schönheit durch Toiletten vom feinsten Pariser chic gehoben wurde, wie auch ihr Wesen französische Allüren zeigte, erschien in Weimar. Sie erbat und empfing Liszts Unterricht. Auf der Altenburg war sie gern gesehen, die Fürstin Wittgenstein schenkte ihr ihre besondere Gunst. Ein gewisses Dunkel, das sie umschleierte, gab ihr ein noch aparteres Relief und machte sie ihren Mitschülern um so anziehender. Sie nannte sich Madame Agnes Denis-Street, née de Klindworth und führte zwei kleine Söhne mit sich. Äußerst intelligent, liebenswürdig und comme il faut, umspann sie manchen der Weimarer Künstler mit Zauberfäden. Auch als sie im April 1855 Ilm-Athen verlassen hatte, blieb sie im Kreise der Lisztjünger lebendig und nahm, nachdem sie bereits im November 1855 des längeren nach Weimar zurückgekehrt war, auch am 22. Oktober 1857 an Aufführung des früher erwähnten Festspiels „Des Meisters Bannerschaft“ auf der Altenburg teil. Man ließ sie daselbst die Worte sprechen:

„Die zarte Hand, die kunstbeflissen,
In kräft'gen Klängen sich ergeht,
Hat ihrer Heimat sich entrissen
Und Meisters Lehre still erfleht."

Mit Liszt wie mit Lassen, seinem späteren Nachfolger an der Spitze der Weimarer Hofkapelle, verband sie lebenslängliche Freundschaft. Ersterer, durch ihren scharfen Verstand und ihre Vertrautheit mit den Konstellationen der europäischen Politik gefesselt, unterhielt mit ihr einen sich über dreißig Jahre erstreckenden Briefwechsel, der zu den weitaus intimsten seiner schriftlichen Kundgebungen zählt. Denn Agnes Street ist die ungenannte Empfängerin der „Briefe Liszts an eine Freundin", die als dritter Band der Briefe des Meisters von uns herausgegeben wurden[1]. Auf ihren Wunsch blieb ihr Name unsrerseits nicht nur bei der Herausgabe, sondern auch allen Anfragen gegenüber verschwiegen. Nun er mittlerweile jedoch durch andere, insbesondere durch Glasenapp in seiner Wagner-Biographie bekannt und verbreitet worden ist, bleibt das Geheimnis durch uns nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Als Madame Street Weimar hinter sich zurückließ, plante sie, durch Klavierunterricht ihren und ihrer kleinen Söhne Lebensunterhalt zu erwerben. Liszt wies sie zu diesem Zweck an den Rat Madame Pleyels in Brüssel. Doch zog sie vor, sich bei diplomatischen Missionen wie bei Redaktion poli-

[1] Leipzig, Breitkopf & Härtel 1894.

tischer Zeitschriften am Beruf ihres Vaters zu beteiligen. Mit dem Vater macht Glasenapp uns folgendermaßen bekannt[1].

„Der aus Hannover gebürtige Staatsrat Klindworth war eine seltsame Ruine aus Metternichscher Zeit. Nach einem romanhaft abenteuerlichen Leben, während dessen er zwei Jahre Theaterdirektor, dann Advokat, dann in London politischer Flüchtling gewesen, hatte er in seiner Glanzperiode als Diplomat in Paris bis zum Jahre 1848 einen fürstlichen Haushalt geführt und fristete nun sein Leben von den Pensionen seiner Gönner Guizot, Metternich, Thiers, König Wilhelm von Württemberg usw. Leider stand dieser sonderbare Politiker mit all seinen ungewöhnlichen Gaben fast einzig nur im Dienste der schlechtesten Reaktion."

Nach seinem Tode führt Liszt in einem Briefe an die Tochter vom 12. Februar 1882 das Urteil „eines hochgestellten Staatsmannes" aus den fünfziger Jahren über ihn an: „Wer sich über irgend welche dunkle, verwickelte, bedenkliche diplomatische Frage der Vergangenheit oder Gegenwart unterrichten will, muß sich an Klindworth wenden."

Drei ungedruckte Briefe Liszts an Madame Street, die uns erst nach Veröffentlichung der „Briefe an eine Freundin" zu Handen kamen, sowie ein Brief von ihr an den Meister seien hier in deutscher Übertragung mitgeteilt:

---

[1] „R. Wagners Leben", Bd. III. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1899.

„Aachen[1], Hotel Nuellen.
Mittwoch, 22. Juli [1857].

Ich war ein paar Tage in Berlin. Das Aufgebot von Cosima und Hans erfolgte am letzten Sonntag, und im Laufe des August werde ich zu ihrem Hochzeitstag wiederum nach Berlin kommen. Die Bestimmung des Tags wird von der Beendung meiner Kur abhängen. Ich hoffe binnen 14—18 Tagen wieder auf vollkommen gesunden Beinen zu stehen. Sollten Sie gegen Ende des Monats von Ihrer drängenden Arbeit frei sein, wie ich es zufolge Ihres Blankenbergher Plans vermute, so möchte ich Sie auffordern, sich in dem an Unterhaltungen wenig ergiebigen Aachen in meiner Gesellschaft etwas zu langweilen[2]. Ich gedenke meine Zeit hier so ruhig als möglich zu verbringen, indem ich allmorgendlich Quelle trinke und Tag für Tag in den Schwefel untertauche. Als Reisegefährten habe ich Grosse (den Ihnen von Weimar her bekannten, berühmten Posaunisten) mitgenommen, der mich mit Morgen- und Abendständchen erfreuen kann und tagsüber von mir mit dazu verwendet wird, zwei oder drei Märsche zu instrumentieren, die bei den Vorstellungen am 3. September[3] als Zwischenaktsmusik dienen sollen. Es ist dies eine wenig ermüdende Arbeit, die mich aber doch zur Gnüge beschäftigt. Morgen werde ich in die „Rose“ übersiedeln, um aus dem Lärm dieses Hotels herauszukommen und mich der-

[1] Liszt brauchte die Kur daselbst.
[2] Eine Begegnung beider fand nicht statt.
[3] Die Feier des 100jährigen Geburtstags Carl Augusts.

art einzurichten, daß ich nur drei oder vier unvermeidliche Personen zu sehen brauche.

Bis zum 10. August werde ich mich sicherlich nicht von hier fort rühren dürfen. Schreiben Sie mir, ob Sie kommen können. Vielleicht bringen Sie Herrn Georges[1] mit, um ihn im Dome Karls des Großen herumzuführen, wo ich ihm gern die Honneurs machen werde.

Bleibt es bei meinen Plänen, so bin ich am 12. des nächsten Monats in Berlin und am 15., dem Namenstag der Prinzessin Marie, wieder in Weimar. Die Kranke[2] ist noch immer bettlägerig, doch hält die Besserung an. Ebenso bessert sich meine Krankheit mehr und mehr. . .

Als Lektüre habe ich den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe mitgenommen, in dem sich unter einer Menge ganz unbedeutender Briefe ausgezeichnete, für die mich persönlich betreffenden Verhältnisse sehr geeignete Dinge finden. So zum Beispiel: ‚Überhaupt sind alle Oppositionsmänner, die sich aufs Negieren legen und gern dem, was ist, etwas abrupfen möchten, wie jene Bewegungsleugner zu behandeln: man muß nur unablässig vor ihren Augen gelassen auf- und abgehen. . . Das Werk ist nirgends beschränkt als durch die rein ästhetische Form, und wo die Form darin aufhört, da hängt es mit dem Unendlichen zusammen. Ich möchte es einer schönen Insel vergleichen, die zwischen zwei Meeren liegt.‘

[1] Ältester Sohn von Madame Street.
[2] Fürstin Wittgenstein.

Hier ist auch noch eine Aphorisme von Schiller, die sehr nach meinem Geschmack ist: ‚Nach langem Hin- und Herschwanken kommt jedes Ding doch endlich in seine wagerechte Lage'."

Im nächsten Jahr schrieb Liszt aus Löwenberg, wo er wie oftmals der Gast des Fürsten Konstantin von Hohenzollern-Hechingen war, am 29. April an Madame Street:

„Wenn Sie diese Zeilen erhalten werden, bin ich schon nach Weimar zurückgekehrt. Mit den grünenden Blättern will ich Sie da erwarten. Den morgenden Tag werde ich mit Cosette und ihrem Mann in Berlin zubringen, um diese Reise somit sanft und friedlich zu beschließen. Ich habe stets eine große Zärtlichkeit für Cosette gehabt und liebte Hans wie einen Sohn, noch bevor er daran dachte, sie zu heiraten. Ihre Haushaltung gedeiht aufs beste, und ich hoffe, daß auch die Stellung von Hans, die schon gegenwärtig eine ziemlich gute ist, sich mehr und mehr befestigen und verbessern werde. Er brachte soeben, auf Einladung des mir ein wahrhaft freundschaftliches Wohlwollen bewahrenden Fürsten, ein paar Tage hier mit mir zu. Am letzten Sonntag fand im Saal des Schlosses ein großes Konzert statt, dem mehr denn 500 Personen beiwohnten. Der Fürst hat seine ganze Kapelle von Hechingen beibehalten[1], ja sogar noch erweitert und dadurch aufgefrischt, daß er seinen alten Kapellmeister Täglichsbeck (einen bestberufenen Pedanten) durch Seifriz, einen Anhänger der neuen Richtung, er-

[1] Er hatte sein Fürstentum an Preußen abgetreten.

setzt hat. Man führte drei meiner symphonischen Dichtungen — Festklänge, Tasso und Préludes — auf, und Bülow spielte mein erstes Konzert bewundernswert. — Die Prinzessin von Preußen, die Hans in liebenswürdigster Weise zu protegieren scheint, lud ihn vorgestern zu einer Soiree ein; er hat kurz ehe er hierher kam bei ihr gespielt, und diese erneute Einladung ist ein sehr gutes Zeichen.

In einer auf meinem Tische liegenden englischen Ausgabe der ‚Nachfolge Christi' lese ich: ‚With two wings a man is lifted up above earthly things: that is with simplicity and purity. Simplicity must be in the intention, purity in the affection. Simplicity aims at God, purity takes hold of him and tastes him.' —

Schreiben Sie mir in einer Woche und sagen Sie, wann Sie zu kommen gedenken; oder einfacher noch, schreiben Sie der Fürstin, um sie von Ihrer Ankunft zu benachrichtigen."

Durch einen Brief Liszts wurden Madame Street und ihr Vater auch mit Wagner bekannt, als der Meister im März 1860 in Brüssel zwei Konzerte veranstaltete. „Ich war bei ihr und Papa Klindworth schnell ganz zu Hause", schreibt er an Liszt, „und danke diesen beiden Leuten die angenehmste Erinnerung. Der Alte hat mich mit seinem unglaublichen diplomatischen Anekdotenreichtum höchst ergötzlich unterhalten." Diesem selber aber schrieb Wagner am 31. März 1860: „Was Sie mir so schnell wurden, können Sie nur ermessen, wenn Sie meiner Versicherung glauben, daß ich von jeher ein elend

armes Leben führe. Das Unsympathische ist immer nur mit Schmerz in mein Leben getreten, um mit Kampf daraus zu scheiden." Und weiter: „Sonnenschein und milde Luft machen immer einen erträglichen Menschen aus mir ... und wie viel Sonnenschein bedürfte es jetzt. Denn wohl ist mir wahrlich bei meinen Pariser Aussichten nicht: ich habe keinen Glauben und keine Liebe zu der Sache. ... Daß ich von kulturhistorischer Wichtigkeit hier werden kann, reizt mich nicht, wir Künstler sind nun einmal so gemacht, daß wir wirken, ohne es zu wollen, und der Welt am meisten geben, wo wir am wenigsten an sie denken, sondern nur unsere innere Not zu stillen suchen. ... Am liebsten wollte ich einen hellen Sonnenblick nach Deutschland, denn nur dort kann ich meine eigentliche Not stillen, und das ist und bleibt nun einmal für dies mein Leben einzig durch das Klarwerden meiner letzten Werke möglich[1]."

Vorübergehend stand auch Madame Street mit Wagner in Korrespondenz. Einen Brief von ihm lesen wir bei Glasenapp. Er gibt auf ihre Bitte um seine Photographie in drangvoller Zeit, am 22. Juni 1860 von Paris aus Antwort:

„Ich schreibe Ihnen wirklich nur, um Ihnen zu schreiben, daß ich Ihnen nicht schreiben kann. Und die Porträt-Karte habe ich auch noch nicht machen lassen. Gott weiß, wann ich dazu komme. Ich gehe

[1] Original, gleich dem des übernächsten Schreibens, aus dem Nachlaß des bekannten Autographensammlers Herrn Alfred Bovet. Siehe „Neue Zeitschrift für Musik", 19. Juni 1913.

nie aus, als in den allerwiderwärtigsten Geschäften, die einem Menschen auferlegt sein können, der weithin geliebt und bewundert ist, und um dessen eigentliches Dasein sich kein Mensch kümmert. Ich komme nicht dazu, weder meiner Kunst mich zu widmen, noch irgend ihrer zu gedenken; nicht einen Ton zu hören, noch zu denken. Selbst um die Vorbereitung der hiesigen Aufführung des „Tannhäuser" kann ich mich nicht kümmern. Wie aus dem Traum fahre ich auf, wenn ich irgend daran erinnert werde, wozu ich eigentlich geschaffen bin. Meine arme Frau vergeht vor Aufregung und Schlaflosigkeit: sie soll eine Badekur gebrauchen; — auch dazu komme ich nicht, sie dorthin zu schicken. Nichts höre ich, nichts erfahre ich, als Gedankenlosigkeit, Stumpfheit, Fehlschlagen, Unterliegen, Abgespanntsein, Achselzucken. Und wollen Sie auch wissen, was ich dann treibe? Ich sorge, laufe und versuche, um von Tag zu Tag einen Zustand hinzuhalten, der mir von Tag zu Tag immer unerträglicher wird. So komme ich denn müde und zerschlagen nach Hause, nachdem ich diesen nicht getroffen, von jenem eine abschlägige Antwort erhalten, um Berichte und Briefe vorzufinden, daß ich wieder auf diesen oder jenen nicht rechnen soll, daß es allen sehr leid tut, alles mir ergeben ist, niemand aber helfen kann. Dann finde ich wohl einen Brief wie den Ihrigen mit darunter: — wie glauben Sie wohl, daß mir zu Mute ist, wenn ich in die Welt blicke, der ich so viel sein könnte, und auf mich, dem einfach währenddem das Dasein zur Unmöglichkeit gemacht wird? — Glauben Sie

mir, die Bitterkeiten, die unser einer empfindet, weiß noch niemand zu ergründen; und daß der Welt nicht zu helfen ist in ihrer stupiden Blindheit, — dieser Welt, der jedesmal erst die Augen aufgehen, wenn ihr Schatz verloren ist, — das weiß ich: glauben Sie mir!" —

In einem anderen Brief an dieselbe Adressatin heißt es: „Am 25. d. M. wird wohl der Tannhäuser zur Aufführung kommen, ich rechne auf eine ungewöhnlich schöne Vorstellung. Dennoch erfüllt mich meine Zukunft mit Trauer; für meine neuen Werke ersehe ich nirgends in Deutschland noch den Geburtsherd. Ich habe sehr düstere Vorstellungen, und ich glaube immer, es wird bei mir einmal zu einem Entschluß der vollsten Resignation kommen."

Nach der „Tannhäuser"-Aufführung in Paris im März 1861 schreibt er sodann an Madame Street, die versucht hatte, ihm bei der Pariser Presse behilflich zu sein und namentlich ihn mit der Redaktion der „*Débats*" zu befreunden:

„Beruhigen Sie sich einigermaßen! In bezug auf mich lieben die Zeitungen immer nur das Nachteilige zu berichten. Sie gedenken nur der Kabale, nicht aber, daß ich siegte. Die erste Aufführung war eine Schlacht, in der ich aber das Feld behauptete, und sie könnte mir nur guten Mut machen, wenn ich — meines Tenoristen sicher wäre und das Ministerium für mich hätte. In dem Haß der Gräfin Walewska gegen die Fürstin Metternich liegt meine größte Gefahr. ... Das Tragische für mich liegt darin, daß meine gewagtesten Unternehmungen zugleich zur Bestreitung

der Mittel zu meinem Lebensunterhalt dienen sollen. Hierüber herrscht unter allen meinen Freunden, Protektoren und Bewunderern noch eine Blindheit, die mich mit verzweiflungsvoller Bitterkeit erfüllt."

Hören wir nun auch Madame Street in einem Schreiben an Liszt reden!

„Brüssel, den 20. Juli 1867.

Ihr letzter Brief traf mich in Wien im Augenblick meiner Abreise nach Paris. So konnte ich ihn nicht gleich von dort aus beantworten, wie ich gewünscht hätte. Nach meiner Rückkehr erkrankte mein Vater, ich selbst befand mich recht unwohl. Doch sind diese Nöten zum Glück vorüber, und ich benütze eine kurze Ruhezeit, um Ihnen für die mir gütig gegebenen Nachrichten zu danken und Ihnen solche von mir zukommen zu lassen. Mein Vater hat sich nach Marienbad begeben, wo er einen Monat lang die Kur brauchen will. Ich reise Mittwoch nach Paris, um meine Söhne abzuholen, die ihre Ferien bei mir verbringen sollen. Gegen den 10. August werden wir uns in Spa installieren, den September wollen wir in Ostende verweilen. Vom 1. Oktober an werde ich mich in Paris festsetzen und mich wahrscheinlich den ganzen Winter nicht von der Stelle rühren, obgleich ich bis auf weiteres mein Haus hier beibehalte. Die Kinder arbeiten gut. Georges macht bei Léonard und Damcke ersichtliche Fortschritte, und Charles hat es ermöglicht, sich am Schluß des Schuljahres auf die Ehrenliste gesetzt zu sehen.

Was unsere bescheidene Lage anbelangt, so ist sie, dank vieler Tätigkeit, Arbeit und der Anwesen-

heit Beusts[1], der ein großer Protektor meines Vaters ist, immer gut. Wir dürfen demnach zufrieden sein. Da haben Sie ein ungefähres Bild der Situation.

Lassen speiste vor acht Tagen bei uns. Er reist Sonntag nach Paris und freut sich sehr, Sie in Eisenach wiederzusehen. Heute früh las ich in den Zeitungen, daß Bülow in Paris erwartet wird. Der König von Bayern hat ihn zum Mitglied der musikalischen Sektion der Jury ernannt. Vielleicht habe ich das Vergnügen, ihn da zu sehen. In bezug auf Ollivier befürchten Sie keine ihm unbequemen Liebenswürdigkeiten meinerseits; seien Sie meiner Diskretion versichert. Ich war zweimal in Paris, ohne ihn meine Anwesenheit wissen zu lassen; weiß ich doch, wie überaus beschäftigt er ist, und möchte ihn um keinen Preis seiner ihm und anderen so kostbaren Zeit berauben. Ich habe nicht den mindesten Anspruch darauf, irgendwelchen Einfluß auf ihn auszuüben. Er ist sich der Lage vollkommen klar bewußt. Der beste Beweis dafür ist seine letzte Rede, die ein Meisterstück an Mäßigung und gesundem Menschenverstand, überhaupt eine gerechte Würdigung des gegenwärtigen Regimentes ist. Die persönliche Regierung — nehmen Sie es nicht übel! — geht beträchtlich herab. Die gesetzgebende Gewalt gleicht einem Pferd, das dazu verdammt ist, einen Mühlstein, der nichts zu mahlen hat, im Kreise herumzudrehen. Sie hat wohl das

[1] Graf B., österreichischer Minister des Auswärtigen und Reichskanzler.

Recht etwas zu sagen; doch ihre Worte bleiben ohne Gesetzeskraft, denn sie richten sich an niemanden. Der Kaiser sitzt im Olymp, und die Kritik kann nicht bis zu ihm empordringen. Was Rouher[1] angeht, so ist er wie die Sterblichen der „Iliade“ von einem Gott beschützt. Sobald er in Gefahr kommt, steigt der Gott herab, hüllt ihn in eine Wolke und macht ihn den Menschen unerreichbar. Und dieser schändliche Wahnsinn, diese abscheuliche Katastrophe von Mexiko! . . Doch lassen Sie mich einhalten! Ich sehe die Dinge natürlich mit anderen Augen als Sie; darum fürchte ich, Sie durch Mitteilung von Anschauungen zu langweilen, die mit den Ihrigen so wenig übereinstimmen. Auch fehlt mir der Mut, diesen Zeilen meinen gewöhnlichen Tagesbericht beizufügen. Ich fürchte, Ihnen eine Ihnen mißfällige Lektüre aufzudrängen. Ist dies nicht der Fall, so sagen Sie mir ein Wort, und ich stehe wie immer zu Ihrer Verfügung. Anbei sende ich Ihnen einige Nachrichten über den armen Kaiser Maximilian, die Sie vielleicht interessieren. . .

Haben Sie einen Augenblick der Muße, so vergessen Sie mich, bitte, nicht und lassen Sie Ihre Briefe an die gewohnte Adresse gehen. Ich werde dafür sorgen, daß sie mir nachgesandt werden.

Unwandelbar Ihre

Agnes Street de Klindworth.

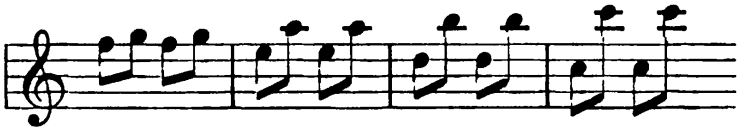
P. S. Während meines letzten Pariser Aufenthaltes habe ich Berlioz gesehen. Der Arme ist zu bemitleiden. Er ist eine wandelnde Leiche.“

[1] Minister Napoleons III.

Noch liegt uns ein weiterer unveröffentlichter Brief Liszts an Madame Street vom September 1879 vor:

„Liebe wohlwollende Freundin!

Verzeihen Sie mir freundlich die allzu lange Briefpause. Ich bin immer mehr gestört als beschäftigt und meine Zeit geht dahin. Im vergangenen Sommer nötigten mich verschiedene musikalische Aufführungen zu häufigen Ortsveränderungen. In Frankfurt sah ich unsern Freund Raff wieder, der jetzt als Direktor des neuen, durch ein Vermächtnis Hochs gegründeten Konservatoriums vortrefflich situiert ist. Frau Schumann, Stockhausen und einige jüngere Berühmtheiten sind als Lehrer an der von Raff meisterlich geleiteten Anstalt tätig. Kennen Sie Raffs „Waldsymphonie"? Ich empfehle sie Ihnen als eins seiner bestgelungenen wertvollsten Werke. Was aber neue Musik betrifft, so ist ein wahres Meisterwerk, ernst und unterhaltend zugleich, in Petersburg erschienen. Es kann drei- oder vierhändig gespielt werden, der rechtsseitige Pianist hat unausgesetzt nur die acht Noten



nach dem Motiv ticktack zu wiederholen. Komponisten von hohem Range: Borodin, Cui, Liadow und Rimsky haben 24 Variationen und 14 kleine Stücke (Walzer, Galopp, Polka, Menuet, Gigue, Fuge, Berceuse, Trauer- und Siegesmärsche usw.) voll Wissen, Geschmack, Einbildungskraft und Anmut

geschaffen. Es ist ein kleines Wunder, ich bin darein vernarrt und mache mir ein Vergnügen daraus, es zu verbreiten. Der Klavierspieler braucht nicht einmal die Noten zu kennen. Der Schah von Persien, oder irgendwelche Prinzen oder Prinzessinnen, die von Musik nichts wissen, sind imstande, das unveränderliche Motiv mittelst eines Fingers mit jeder Hand, oder auch eines einzigen gelenkigen Fingers ganz gut zu spielen. Ich habe diese Erfahrung an Partnern gemacht, die noch nie zuvor ein Klavier angerührt hatten. Minder leicht ist die Aufgabe des linksseitigen Spielers.

Nach zwei Wochen intimsten Zusammenseins in Bayreuth, bin ich am 4. September in Rom eingetroffen. Wie gewohnt, werde ich mehrere Monate in der Villa d'Este bleiben, wo der Kardinal Hohenlohe mir seit vielen Jahren gütig mehr als Gastfreundschaft gewährt. Nächsten Sonntag wird mich Seine Eminenz beim Kapitel von Albano, das mir die Ehre erwiesen hat, mich zum Domherrn zu ernennen, unter seinen Schutz nehmen.

Die Erfolge und Fortschritte Ihrer Söhne erfreuen mich. Rufen Sie mich wärmstens in ihre Erinnerung zurück und bezeugen Sie ihrem Großvater die alte herzliche Bewunderung Ihres ergebenen Dieners

F. Liszt."

In Paris, wo Madame Street seit langen Jahren ihren Wohnsitz hatte, ist sie im Dezember 1896 verstorben. Ihr ältester Sohn Georges, seines Zeichens Musiker und musikalischer Kritiker des „*Matin*", von dem eine einaktige Oper „*Fidès*" im

Februar 1894 erfolgreich über die Bretter der *Opéra Comique* gegangen war, folgte der Mutter, mit der er sein Leben vereint hatte, wenige Monate später in den Tod. Das Schicksal seines jüngeren, in Paris zurückgebliebenen Bruders Charles ist uns unbekannt.



Jessie Hillebrand

Jessie Hillebrand-Laussot.

Unter den ungezählten Künstlern und Kunstfreunden, die in den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts nach Weimar pilgerten, um sich mit eigenen Augen und Ohren von den musikalischen Wundertaten, die Liszt daselbst verrichtete, zu überzeugen und zu dem weltberühmten Musenhofe der Altenburg Zutritt zu erlangen, stellte sich im September 1854 auch Frau Jessie Laussot geb. Taylor mit ihrer Mutter ein. Sie empfing, wie Hans von Bülow seinem Meister brieflich vermeldet, in einer seiner sonntägigen Matineen „unverwischbare Eindrücke."

Eine Tochter Albions, mit einem vermögenden Weinhändler, Eugène Laussot, in Bordeaux vermählt, hatten sie und ihr Gatte sich Richard Wagner — dessen Opern Frau Jessie in Dresden kennen gelernt — in dem notvollen Jahr 1850 durch eine Einladung in ihr Haus zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gastfreundlich und weiter auch hilfreich erwiesen. Die geistige Erkrankung ihres Mannes, von der er erst nach Jahrzehnten Erlösung finden sollte, aber führte ihre Trennung von ihm herbei und veranlaßte die tatkräftige Frau, mit ihrer Mutter nach Dresden überzusiedeln, um sich dort der Ausbildung einer jungen Engländerin zu widmen. Von

früher her war ihr die Kunststadt an der Elbe vertraut. Schon 1842 hatte sie daselbst, gleichzeitig mit Hans von Bülow, bei Fräulein Schmiedel ihre ersten Klavierstudien betrieben und mit ihrem Mitschüler lebenslange Freundschaft geschlossen.

Später zog sie nach Stuttgart und verpflanzte endlich ihr trauliches Heim von da nach Florenz, woselbst unzählige Deutsche, durchreisende wie ansässige, sich ihrer Gastfreiheit erfreuen durften. Dort gründete sie zu Anfang der sechziger Jahre einen Musikverein, „*Società Cherubini*“ genannt, der in Pflege des Chorgesangs seine Hauptaufgabe erblickte und dessen Leitung sie, als vortreffliche Klavierspielerin und Dirigentin, in eigener Person übernahm. Daneben auch um Einführung guter Kammermusik erfolgreich bemüht, bot sie den ihr entgegentretenden Hindernissen — selbst dem über sie verhängten Leiden der Schwerhörigkeit, das sich zum Glück nicht auf die Musik erstreckte — mutig Trotz und erwarb sich hohe Verdienste um Hebung des künstlerischen Geschmacks und Verbreitung deutscher Musik in der Arnostadt. Tapfer trat sie vornehmlich für Liszts dazumal von allen Seiten angefeindete Werke ein, so sehr der Meister selber ihr, deren „vornehmen Charakter und aufs edelste ausgebildeten Geist“ er in einem Brief an die Fürstin Wittgenstein hervorhebt, die Aufführung widerriet.

„Unter Ihren zahlreichen und seltenen Vorzügen bewundere ich besonders die Tapferkeit Ihrer musikalischen Sympathien“, schrieb er ihr am 6. März 1865 aus Rom. „Doch muß ich mir Skrupel machen, Sie so harten Proben auszusetzen, und da ich aus

Erfahrung weiß, welch geringer Geneigtheit meine Werke begegnen, habe ich mir in bezug auf sie eine Art systematischer Unbekümmertheit und resignierter Passivität angewöhnen müssen. Auch während der Zeit meiner amtlichen Tätigkeit in Deutschland habe ich mir's zur Regel gemacht, niemanden, wer es auch sei, um Aufführung eines meiner Werke zu ersuchen; vielmehr habe ich verschiedenen, die mir derlei Absichten kundgaben, direkt davon abgeraten — und gedenke dies auch weiterhin zu tun. Darin liegt meines Erachtens weder Bescheidenheit noch Hochmut. Ich halte mich einfach an die Tatsache, daß „Monsieur Litz" wohl überall willkommen ist, wenn er sich am Klavier zeigt — zumal seit er aus dem Gegenteil Profession macht, — daß man ihm aber nicht erlauben will, auf seine eigene Art zu denken und zu schreiben . . . Man mag vielleicht Recht haben — doch wäre es zuviel verlangt, meine eigene Verurteilung zu unterschreiben. Mich reizt im Gegenteil der Widerspruch, und ich bin entschlossen, meinen Weg ohne irgendwelche Illusionen und Annehmlichkeiten bis ans Ende weiter zu verfolgen. Nur dünkt es mich bisweilen, als ob Champforts kluges Wort: ‚Die Berühmtheit ist die Strafe des Talentes und die Züchtigung des Verdienstes' auch auf mich einige Anwendung leide."

Am 13. Januar 1868 heißt es wieder in einem römischen Briefe des Meisters: „Ich will mich nicht in Klagen über die Schwierigkeiten und Widersprüche ergehen, denen Ihr künstlerischer Eifer begegnet. Es ist nun eben der Welt Lauf, daß die Ausübung des Guten, das Streben nach dem Höheren keinem

leicht gemacht werden, in künstlerischen Dingen, die doch die harmlosesten von allen scheinen, ebensowenig als in anderen. Um zum Ziele zu gelangen, muß man zu dulden und auszuharren verstehen. Das beste Mittel gegen die Vorurteile, Bosheiten und Ungerechtigkeiten anderer ist, sich nicht um sie zu kümmern. Manche Leute suchen, wie es scheint, ihr Vergnügen da, wo wir es nicht zu finden vermögen. Sei es drum! wenn nur das unsere aus edlerer Quelle fließt. Wie aber dürften wir uns über die Hindernisse beklagen, denen unser bestes Wollen begegnet? Haben die Größten und Ruhmreichsten im Dienste der Kunst nicht noch viel mehr als wir leiden müssen? Wohl weiß ich, daß dies nur ein trauriger Trost ist, aber er bestärkt uns wenigstens in dem Bewußtsein, daß wir auf dem rechten Wege sind."

Seiner treuen Propagandistin widmete Liszt im Herbst 1869 ein „Ave Maria", das er für ihren Gesangverein geschrieben hatte. Ganz besonders beglückte es sie, als er ihr den durch eine ihr befreundete Bildhauerin genommenen Gipsabguß seiner „lieben Orpheushand" sandte. „Mein Kleinod", schrieb sie ihm am 30. Oktober 1874, „soll wie noch kein Juwel verwahrt werden . . . Es gibt Himmelsgaben, die man fromm und dankbar hinnehmen muß, ohne zu genau prüfen zu wollen, wie man dazu gekommen ist und inwiefern man sie verdient."

Nicht minder hoch als Liszt hielt Hans von Bülow „die vortreffliche Frau und virtuose Freundin" in Ehren. Bei ihr suchte er Zuflucht, als er, in den Grundfesten seiner inneren und äußeren Existenz

erschüttert, 1869 dem deutschen Vaterland den Rücken wandte. Ihr auch galt sein dankbarer Herzenserguß an seinem Geburtstag, dem 8. Januar 1870: „Was wäre ich heute ohne Sie, ohne Ihre Freundschaft? Meine ganze Musikzukunft ruht bei dem Cherub, der die Società Cherubini geschaffen hat. Einzig und allein Sie haben mir wieder Freude und Lust an der Tonwelt eingeflößt, die mir durch ihre Vermischung mit der Thonwelt in der jüngsten Vergangenheit verleidet worden war. Möge der Himmel mir die Freundin erhalten, deren hoher Charakter, deren tiefer Geist, deren edles Herz keiner mehr als ich zu begreifen und zu würdigen vermag, und die Eindrücke ihres Wesens in all ihrer versöhnenden und erquickenden Macht auf meine Trümmerexistenz wirken lassen! Das ist der Wunsch, mit dem ich den dritten Akt meiner Lebenskomödie beginne, an einem finalen „succès d'estime" — dank Ihnen — noch nicht verzweifelnd[1]."

Gewiß ist, daß ohne Frau Laussots mühsam vorbereitende musikbildnerische Arbeit Bülow in Florenz nicht den Boden für eine ihn befriedigende Tätigkeit gefunden haben würde. In Musik getaucht schien die Seele dieser Frau, von der ihr englischer Landsmann Walter Bache, einer der treuesten und selbstlosesten Schüler Liszts, sagte, er habe nie eine Frau gekannt, die wie sie „so durch und durch Musiker gewesen sei[2]." Wer aber war berechtigter

[1] „H. v. Bülows Briefe, herausgegeben von Marie v. Bülow", Bd. IV. Nr. 154. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1900.

[2] Constance Bache, „Brother Musicians", London 1901.

zu solchem Urteil als er, der gleich Sgambati und Buonamici — zwei der hervorragendsten Tonkünstler Italiens — in ihr seine künstlerische Beraterin und mütterliehe Freundin verehrte, die seine Laufbahn in die rechten Wege geleitet, ihn Liszt und Bülow zugeführt hatte? Ein erstaunlicher Scharfblick für die Art und Stärke der Begabung jugendlicher Musiker befähigte sie vorzugsweise zur Rolle einer Beraterin, und ihr gütiges Herz ließ es nicht an der Menschenliebe und edlen Ausdauer fehlen, die zur Durchführung dieser Rolle vonnöten sind.

Gleichwohl erblickte Isolde Kurz[1], die zu ihrem Florentiner Freundeskreis zählte, in ihr „keine künstlerische Natur." Sie sei, sagt sie, „eher vom Schlage der politischen Frauen gewesen. Ihr Drang war ins Breite zu wirken, vielen viel zu sein. Ihr war es selbstverständlich, daß ihr Leben nicht ihr allein, noch ihrem nächsten Kreis gehören durfte; jeder in Not Befindliche oder der Förderung Bedürftige, jeder Betrübte, Einsame oder Freudlose hatte ein natürliches Anrecht an sie . . . Sie war eine Meisterin des Lebens, die jede Stunde wertvoll und fruchtbringend zu gestalten wußte. Durch und durch Engländerin, aber alles Deutsche am Herzen hegend, von männlicher Sehweite und großem Weltblick und Weltverstand, der sich nach Männerart mehr mit den Dingen als mit den Menschen beschäftigte. Sie übersetzte Schopenhauers ‚Vierfache Wurzel' ins Englische — der fast unübersteiglichen Hindernisse dieser Aufgabe Herr werdend."

[1] „Adolf Hildebrand zu seinem 60. Geburtstag." Deutsche Rundschau. 1. Okt. 1907.

Seit dem Sommer 1879 durch den Tod Monsieur Laussots wieder in Besitz ihrer Freiheit gesetzt, hatte seine Witwe sich mit dem ausgezeichneten Historiker und Kulturhistoriker Karl Hillebrand zu einer zweiten überaus glücklichen Ehe verbunden. Er war ein Mann von tiefem Wissen und universeller Bildung, eine erlesene, schon durch äußere Schönheit anziehende Natur, die mit der feinen Anmut des Geistes und Wesens seiner Frau harmonisch zusammenstimmte. Im Jahre 1829 in Gießen als Sohn eines angesehenen Literarhistorikers geboren, hatte er sich 1849 beim badischen Aufstand beteiligt und mußte seine Freiheitsgelüste als Gefangener in Rastatt büßen. Mit einem Genossen seiner Haft aber fand er Mittel und Wege zu entkommen, und zwar mit Hilfe seiner Schwester Mary, die die Flucht geplant und vorbereitet hatte, sowie unter persönlicher Lebensgefahr überwachte.

Unter dem Schutz einer dunklen Nacht gelang es ihnen, von den nahen Schildwachen ungesehen, Mauern und Palisaden zu erklimmen, Gräben zu durchschwimmen, durch Kloaken hindurchzukriechen und zuletzt schwimmend die Fluten des Rheins zu durchqueren, bis eine Fähre sie glücklich ans französische Ufer brachte. Die ihnen von den deutschen Landsleuten nachgesandten Kugeln konnten die Flüchtlinge nicht mehr erreichen. Hillebrand blieb in Frankreich, zunächst in Paris, sodann 1863—1870 in Douai als Professor lehrend. Der deutsch-französische Krieg veranlaßte ihn, sich ein neues Heim zu suchen. Es bot sich ihm in Florenz in dem Hause am Lung'arno, wo seine Freundin Frau

Laussot mit ihrer alten Mutter wohnte, bis sie sich endlich zu einer Familie zusammenschlossen. Als Korrespondent des „*Journal des Débats*“ und der „*Times*“ tätig, vollendete er daneben sein berühmtes, siebenbändiges Werk: „Zeiten, Völker und Menschen“ und gab das Sammelwerk „Italia“ heraus. Ein kleines anspruchsloses Büchlein: „Briefe eines ästhetischen Ketzers“ trat, ohne den Namen seines Verfassers zu nennen, in die Welt. Frau Hillebrand sandte es uns einst mit den Worten: „Ich habe die Ketzerbriefe stets für eine Perle gehalten und liebe sie vielleicht noch mehr als die Essays. Das kleine Buch (multum in parvo) ist ein gutes Vademecum. Der Künstler, dessen er erwähnt, ohne ihn zu nennen, ist Adolf Hildebrand, sein intimer Freund, dessen Ruhm täglich wächst in seinem Vaterlande.“

Liszt, der auf seinen alljährlichen Reisen von Rom nach Deutschland und Ungarn nie versäumte, bei den Florentiner Freunden einzukehren, schätzte den bedeutenden Gelehrten hoch und war früher bemüht gewesen, ihn wenigstens zeitweilig dem Weimarer Hofe zu gewinnen.

Das späte Eheglück, das Hillebrand und seiner Gattin bestimmt war, sollte nur von kurzer Dauer sein. Am 18. Oktober 1884 erlag er in Florenz einer schleichenden Krankheit.

Seiner Gattin schien der geliebte Mann nicht gestorben. Mit der ihr eigenen wunderbaren Selbstbeherrschung lebte sie weiter, als ob er noch gegenwärtig wäre. Ihr Empfangssalon barg in einem von Hildebrand gefertigten schönen Kästchen seine Asche. So fühlte sie ihn gleichsam beständig neben sich.

Zwei Jahre nach ihrem Gatten verlor die Zurückbleibende in Liszt, wiederum acht Jahre später in Bülow ihre bewährtesten Freunde.

„Ich bin Ihnen besonderen Dank schuldig für die Sorge, die Sie um Liszt tragen", schrieb sie der Verfasserin, mit der sie mehr denn dreißig Jahre in Verbindung stand, im August 1903 vom Rigi aus, wo sie sich von schwerer Krankheit allmählich erholt hatte. „Dieser Seltene, Herrliche fehlt mir noch immer und täglich mehr, zumal wo es sich um Weite des Blicks und Wärme des Herzens handelt. Schon das Bewußtsein, daß er existierte, war eine Wohltat. Und doch ist der schöne, großartige Mensch noch weit davon entfernt, sowohl als Künstler wie als Mensch nach Verdienst anerkannt zu werden. Darum bin ich allen dankbar, die helfen, ihm die gebührende Gerechtigkeit zu verschaffen. Darunter stehen Sie voran." —

Von vielen betrauert, ist die edle Frau nach kurzer Krankheit, im Alter von 78 Jahren, am 8. Mai 1905 in Florenz friedlich entschlummert.

Sofie Menter.

Als „sein einziges legitimes Klavierkind“ hat Liszt Sofie Menter bezeichnet. Sie behauptete dauernd diese ihre auserwählte Stellung an der Spitze der vielen, die der Lehre des Unerreichten Ruhm und Ehren danken. Nicht das Geringste zu tun hatte sie jemals mit denen, deren Mißbrauch der Güte des Meisters es, zufolge ihres Leistens oder Gebahrens, dahin brachte, daß der Titel einer „Lisztschülerin“ nicht immer als zweifellose Empfehlung angesehen werden konnte. Nicht mit jenen Unbedeutenden, Unberechtigten, die mit dem Kreis der hier dargestellten edlen Gestalten nichts gemein haben, auch hat sich dies Buch zu beschäftigen. Es ist bekannt, welch unerfreuliche, ebenso bespöttelte als bedauerte Auswüchse der Liszt-Enthusiasmus auch unter ihnen zeitigte. So suchte eine Schülerin, in dem Wahn, den schon das Abbékleid tragenden Künstler „beglücken zu müssen“, durch Zusendung ihn kompromittierender Telegramme zum Ziele zu gelangen. Liszt mußte beim Telegraphenamt einschreiten, um dem Unfug zu steuern. Eine andere, die exzentrische Kosakin Olga Janina, drang in Budapest mit dem Revolver in sein Zimmer ein, machte in seiner Gegenwart einen Selbstvergiftungs-



Sofie Meyer

Mit gütiger Erlaubnis des Kunstverlages Jos. Paul Böhm in München

versuch und führte schließlich durch Veröffentlichung zweier garstiger Bücher einen öffentlichen Skandal herbei.

Nicht im engeren Sinne übrigens war Sofie Menter — die „göttliche Sofie", wie sie ein hervorragender Schriftsteller im Gegensatz zur „teuflischen Janina" genannt hat — Liszts Schülerin. Der schon fertigen Künstlerin erst trat er nahe; ihrer letzten, höchsten Entwicklung aber hat er die Weihen gegeben. Auf keinen von allen, die je zu den Füßen des Großen saßen, ist so viel vom Zauber seines Spiels übergegangen wie auf Sofie Menter, in der man „das Hauptstück der Hinterlassenschaft des Pianisten Liszt"[1] erkannt hat.

Die ausgezeichnete Künstlerin entstammte einem musikalischen Hause[2]. Der Vater, Josef Menter, war ein berühmter Violoncellist, der zuerst der Hechinger, dann der Münchner Hofkapelle angehört und sich auch auf Konzertreisen weithin bekannt gemacht hatte. Der gesanglich begabten Mutter, die als Mädchen in den Hechingenschen Hof- und Kirchenkonzerten häufig mitwirkte, wollte der kunstsinnige Fürst von Hohenzollern eine künstlerische Ausbildung geben lassen, hätte sie nicht ein stilles häusliches Leben der Theaterkarriere vorgezogen. Von neun ihr gegebenen Kindern verlor sie sieben; doch durften zwei ältere Schwestern noch die ersten musikalischen Schritte der am

[1] „Neue Freie Presse", Dezember 1897.

[2] Vgl. La Mara, „Musikalische Studienköpfe". Bd. V, 3. Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1902. Hier namentlich durch neuere Mitteilungen von Frau Menter ergänzt.

29. Juli 1846 geborenen Sofie leiten. Eine jüngere Schwester Eugenie eiferte Sofie im Klavierspiel nach, entsagte aber nach ihrer Verheiratung der mit Glück betretenen öffentlichen Laufbahn.

Bis zu ihrem siebenten Jahre überließ Josef Menter seine kleine Sofie, die vierjährig schon alle Melodien, die sie hörte, nachspielte, der Führung ihrer Schwestern; dann wurden diese durch Siegmund Lebert, den nachmaligen bekannten Stuttgarter Musikpädagogen, abgelöst. Nur allzu rasch mußte jedoch der Unterricht bei ihm abgebrochen werden. Eine schwere Erkrankung Josef Menters forderte einen Aufenthalt im Süden, und die Seinen begleiteten ihn. Liebevoll beobachtete der Kranke die fleißigen Übungen seines talentvollen Kindes und bat seine Gattin: „Gelt Frau, auf's Soferl gibst acht, in dem Kind steckt 'was!" Sein Vorgefühl trog ihn nicht, es zeigte sich auch in seinem Liebling lebendig; wenigstens gelobte nach seinem Tode das noch nicht zehnjährige Soferl „recht fleißig zu sein, denn sie wolle eine große Klavierspielerin werden."

Systematische Studien auf der Münchner Musikschule, zuerst bei Leonhard und Rheinberger, sodann bei Niest und Hans von Bülow, förderten sie nun so geschwind, daß sie sich mit fünfzehn Jahren in einem Konzert der musikalischen Akademie mit Webers Konzertstück vor die Öffentlichkeit getrauen und, durch rauschenden Beifall ermutigt, noch im selben Jahre, unter ehrender Beteiligung Lachners als Orchesterführer, im großen Saale des Odeons ein eignes Konzert wagen durfte.

Das Glück war ihrer Künstlerschaft und ihrer

überaus reizvollen Erscheinung hold. Es folgte ihr auf jeder ihrer Kunstfahrten, die sie in Begleitung ihrer fürsorglichen Mutter unternahm. In Leipzig geschah das Unerhörte, daß sie im Gewandhaus am 10. Januar 1867 mit einer der damals verfehmten Kompositionen Liszts, nämlich „*Sankt Franziskus über die Wogen schreitend*“, einen weithin schallenden Sieg errang.

Liszt war seit ihrer Kindheit ihr höchstes Ideal. Ein von Kriehuber gezeichnetes Porträt, das ihn am Klavier zeigte, hypnotisierte sie völlig. Es hielt ihren Blick gebannt. Wie Senta das Bild des fliegenden Holländers, mußte sie es anschauen, immer und immer wieder. Liszts Kompositionen spielte sie mit Leidenschaft. Was hätte sie darum gegeben, ihn selbst von Angesicht zu Angesicht zu sehen! Da hört sie eines Tages durch eine ihr befreundete Schülerin Rubinsteins, Liszt sei in München angekommen. Trotz aller Schüchternheit, die ihr, dem jungen Kind, noch anhaftet, faßt sie sich ein Herz. Sie geht zu ihm. Da sie ihn nicht anwesend findet, versucht sie's noch einmal. Nun steht sie vor ihm, und er empfängt sie mit der nur ihm eigenen Liebenswürdigkeit und Güte. Vorspielen aber kann sie ihm leider nichts — in seinem Zimmer steht, da er diesmal nur flüchtig verweilt und andern Tags München schon wieder verläßt, kein Klavier. „Nun denn das nächstemal!“ tröstet er sie.

Das war, ehe sie nach Leipzig kam und die „scheußliche Wogen-Legende“ — wie Bernsdorf, der zukunftsfeindliche Kritiker der „*Signale*“, das

Franziskusstück betitelte — spielte. Fürwahr eine kühne, Aufsehen erregende Tat des jungen Mädchens, das erst am Beginn seiner Laufbahn stand! Ein fester künstlerischer Charakter mit sehr entschiedenen Grundsätzen, ging sie von Haus aus ihre eigenen Wege. Die Rücksicht auf Effekt und Erfolg, auf ihren eigenen Vorteil bestimmte sie nie. Nur was ihr selber interessant und sympathisch war, was ihr wertvoll deuchte, spielte sie. Und was der Tyrann, Publikum genannt, so leicht keinem gestattet, das gestattete er der gleicherweise genialen als liebreizenden Künstlerin — sie durfte spielen, was sie wollte, ihr forderte man keine programmatischen Zugeständnisse ab.

Abmahnungen seitens ihrer Kunstgenossen und zumal der Konzertdirektionen wurden freilich noch mannigfach laut gegenüber der Liszt-Begeisterten. Als sie in München Liszts *Es-dur*-Konzert auf ihr Programm setzte, widerriet ihr Konzertmeister Walter ernstlich, „das garstige Konzert“ zu spielen. Sie blieb trotzdem dabei, und Bülow dirigierte es. Dieser selbst hatte durch dessen Vortrag zehn Jahre früher den Neuerungsfeinden in Berlin, Leipzig und anderwärts ein Ärgernis bereitet, und der Komponist legte demzufolge dem Hauptthema seines glänzenden Werkes im Scherz die Worte unter: „Das versteht ihr alle nicht!“ Auch in Wien wollte man nichts von dem Konzert „mit dem Triangel“ hören. Man war dazumal empfindlicher als heute. Hammer und Herdenglocken waren noch nicht unter die Orchesterinstrumente aufgenommen.

Inzwischen hatte Sofie Menter, in Berlin konzer-

tierend, Tausig kennen gelernt. Von seiner phänomenalen Virtuosität empfing sie einen so überwältigenden Eindruck, daß sie ihren weiteren Reisen und Erfolgen für nahezu zwei Jahre Einschränkung gebot, um unter dieses Außerordentlichen Leitung erneuten angestrengtesten Studien — oft zehn- bis zwölfstündigen täglich — obzuliegen. Noch während derselben hatte der Fürst von Hohenzollern-Hechingen, zu dem schon ihre Eltern und ihr Großvater in Beziehungen gestanden hatten und bei dem sie selbst auch auf seinem Ruhesitz Löwenberg in Schlesien den Winter 1868—69 verweilte, sie zu seiner Hofpianistin ernannt.

Am 31. Januar 1869 führte sie sich in Wien in einem Konzert der „Gesellschaft der Musikfreunde" mit dem verpönten Lisztschen Konzerte ein. Sie verhalf ihm und sich zu einem großartigen Triumph und erspielte sich als „ein weiblicher Liszt" die Herzen der ihr seitdem treu anhänglich verbliebenen Wiener.

Ende März kam der Meister zur Aufführung seiner „Heiligen Elisabeth" nach der Kaiserstadt. Er hörte von Sofiens tapferer Tat und besuchte sie, um ihr zu danken. Dabei lud er sich für den Abend des folgenden Tages bei ihr ein und forderte sie auf, sein für zwei Klaviere geschriebenes „*Concert pathétique*" mit ihm zu spielen. Sie verschwieg ihm, daß sie es noch nicht kannte, ließ es sich aber sofort kommen und schloß sich sechs Stunden ein, um es zu studieren. Als er, wie verabredet, am Abend erschien, lohnte ihr sein freudigster Beifall. Auch sein *Es-dur*-Konzert mußte sie ihm vorspielen.

Er begleitete ihr den Orchesterpart, und als sie geendet hatte, kniete er vor ihr nieder und küßte ihr alle zehn Finger, einen nach dem andern. Es war, sagte sie, der glücklichste Tag, den sie bisher erlebt hatte. Er begründete ihrer beider Freundschaft, die so lange währte, als der große Mann auf Erden wandelte. Bald war ihr eine noch höhere Genugtuung beschieden. „Den glücklichsten Moment meines Lebens bereitete mir", bezeugt sie selbst, „der Unvergeßliche nach einem Konzert im großen Redoutensaal in Pest, wo ich die Don Juan-Phantasie spielte. Es war in einer darauffolgenden Soiree bei Frau von Biedermann-Bischiz, wo er mir vor der ganzen Gesellschaft versicherte, er habe seit Tausig keine so vollendete Leistung gehört."

Noch viele viele Male vereinte sich sein Spiel dem „seiner Brunnhilde", wie er sie nannte. Auch öffentlich konnte man beide am 19. April 1874 in Preßburg, wie später in Budapest, auf zwei Flügeln das pathetische Konzert und den Walkürenritt spielen hören. Wiederholt erklärte er sich zu einem Konzert mit ihr bereit; doch sie war zu schüchtern, es in Szene zu setzen, obgleich er sie oft ermahnte, „die Bescheidenheit nicht zu weit zu treiben", und sie in einem Trinkspruch als „den größten Pianisten" feierte.

Im August 1870 lud der Meister sie nach Szegszard ein, wo er bei seinem Freund Baron Augusz ein paar Herbstmonate zubrachte. „Hier in diesem Hause", schreibt er ihr, „finden Sie Ruhe, Pflege, freundschaftliche Sympathie und harmlose Vertraulichkeit, nebenbei auch Musik und nicht von der schlimmsten Sorte, da wir sie uns selbst bestellen."

Und vierzehn Tage darauf wiederholt er seine Bitte: „Zwar finden Sie hier keine Spur von den Kunstgenüssen und Herrlichkeiten des Mozarteums; das ganze symphonische Kontingent Szegszards beschränkt sich auf ein halb Dutzend Zigeuner mit verstimmten, kreuz und quer durcheinander harmonisierenden Instrumenten; die Chöre sind frei und im Freien ausgeführt, nämlich: Sopran und Alt — Gänseherden; Tenor und Baß — Rindvieh; — so daß einem Kapellmeister wie Otto Bach[1] nur eine mythologische Figur zu spielen übrig bliebe... Nichtsdestoweniger verspreche ich Ihnen, meine liebenswürdige Gönnerin, in diesem friedlichen, gemütlichen und edelsinnigen Hause unseres Freundes Baron Augusz vieles Angenehme. . .“

Die verlockende Einladung verhallte selbstredend nicht ungehört. Es gab frohe, musikreiche Wochen in Szegszard, bei denen sich auch mehrere ungarische Kunstgenossen: Reményi, Mosonyi und Mihalovich einfanden. Als Sofie Menter Ende September Szegszard verließ, um die daselbst genossene Gastfreundschaft mit der der Gräfin Schleinitz in Berlin zu vertauschen, nahm sie ein Brieflein Liszts an ihre neue Gastfreundin mit auf den Weg, des Inhalts:

„Ich beauftrage unsere liebenswürdige Freundin Sofie Menter, mich Ihnen zu Füßen zu legen, und beglückwünsche sie zu ihrem Aufenthalt bei Ihnen. Sie kommt zu Ihnen, mit neuen Lorbeeren bedeckt,

[1] Damals Direktor des Mozarteums in Salzburg, wo Sofie Menter am 18. August triumphierend gespielt hatte.

die sie zwar in einer ziemlich unbekannten und dieser Art Vegetation wenig günstigen Stadt Ungarns gepflückt, woselbst sie aber durch das Feuer ihrer Begabung und ihrer anziehenden Persönlichkeit Begeisterung erregt hat. Es ist dies ein kleines Vorspiel zu ihrem Berliner Erfolg, der sicher ein vollständiger sein wird, wenn sie sich in ihrer gewohnten Weise gibt und wie mehrere Engel und gute Dämonen zusammen spielt."

Was Sofie Menter am deutschen Kaiserhofe begegnete, läßt Herman Bang, der dänische Schriftsteller, sie in seinen „Erinnerungen und Begebenheiten" erzählen[1]:

„Ich spielte in Berlin — ich war ganz jung — und werde zu Hofe befohlen. Ich kannte ja diese Kaiser und Könige nicht" — sie lacht — „woher sollte ich sie kennen? Ich kannte Tausig und Liszt und Clara Schumann — aber die Könige —

Nun ich spielte, und wie ich fertig bin, kommt ein alter Herr auf mich zu, und ich denke: der zuerst kommt, ist wohl der Kaiser, und ich tauche unter bis zum Fußboden und sage: ‚Majestät —'

Aber er fängt nur an zu lachen und geht zu einigen anderen alten Herren, die auch lachen, bis ein anderer von ihnen hin zu mir kommt, und ich denke: Ja, so wird dies wohl der Kaiser sein — und ich tauche nieder mit: ‚Majestät. . .'

Da fängt der auch an zu lachen und sagt: ‚Nein, Fräulein, ich bin Prinz Albrecht', und geht.

Zuletzt kommt ein sehr alter General und bietet

[1] „Berliner Tageblatt", 11. Juni 1891.

mir den Arm und fragt, ob er mich zu einem Büffet führen sollte, und als ich ihn am Arm habe, sagt er:

‚Fräulein, Sie sind gewiß die einzige hier, die den Kaiser nicht kennt.‘

So war das die Majestät.“

„Nun“, sagt sie weiter, „es ging mir nicht besser beim zweitenmal, als ich zehn Jahre später bei Hofe spielte. Ich sitze am Flügel — eine Hitze gab's — und neben mir sitzt ein junger Mann — Offizier war er, das sind sie ja alle — und ich sage:

‚Ach tun Sie mir den Gefallen und öffnen den Flügel.‘

Und er erhebt sich und tut es und setzt sich wieder — a sehr netter Mensch — und ich spiele Gott weiß was — eine Hitze gab's — und als es vorbei ist, sage ich zu dem Manne:

‚Ach, holen Sie mir etwas Eis.‘

Und er holt es, und ich esse.

Da sagt der junge Mann:

‚Gnädige Frau, ich darf mich vielleicht vorstellen. Ich bin Prinz Wilhelm. . . .‘

Was man charme nennt, war der großen Virtuosin in ihrer natürlichen süddeutschen Art in hohem Grade zu eigen. Eine Lebenskünstlerin aber war sie ebensowenig, als die meisten Genies zu sein pflegen. Nach dem, was außerhalb ihrer Kunst steht — es müßte denn das Gebiet des Tierschutzes streifen, das in ihr eine beredteste Fürsprecherin besaß — fragte sie nicht viel. Sie atmete nur im schönen Klang. Sie war durch und durch Musik.

Wie keine ihrer Klavierschwestern ihr ganzes Leben ausschließlich an ihrem Instrument verbringend, ließ sie ihr ganzes Geistes- und Gemütsleben in ihrem Spiel aufgehen. So erwiderte Liszt auf die Frage einer Russin, wen sie nachahmen solle, ob Frau N. oder Frau Menter: „Imitez tranquillement la N. parce que la Menter est inimitable."

„Sie war das Klavier selber" nach ihres Meisters Worten. Eine jeder technischen Schwierigkeit spottende, siegesgewaltige Hand, die männliche Energie mit weiblicher Zartheit verband, ein dämonisch hinreißendes Temperament bei Poesie und Adel der Empfindung, Größe und Objektivität der Auffassung bei unsagbarem Tonreiz, jenem Klangzauber, in dem sie Liszt, ihrem großen Vorbild, näher als irgendeiner seiner Jünger kam: das blieb die Signatur dieser genialen Künstlerin. Was Wunder, daß Liszt sie zu seinem musikalischen Lieblingskind erkor und ihr liebenswürdig ehrliches, sympathisch edelherziges Wesen allzeit voll Freude um sich sah?

Im März 1871 meldete sie ihm einen von ihr geplanten mehrwöchentlichen Aufenthalt in Pest an: „da ich mich auf der ganzen Welt nirgends so glücklich fühle als in ihrer Nähe." Und aus der Budapester Stadtpfarrei, wo der Meister sich bei Abt Schwendtner besten Geborgenseins erfreut, klingt's ihr entgegen: „Ihre lieben Briefchen alarmieren freudigst das ganze Haus. Alle bitten wir Sie dringend, baldigst zu kommen, und ich um so dringender, als ich Mitte April nach Wien gehen will . . .

Unser Programm bestimmen wir schlechtweg mündlich hierselbst zu einer gutgelaunten Viertelstunde meiner liebenswürdigen Gönnerin Sofie."

War sie in Pest oder andernorts gleichzeitig mit dem verehrten Freunde anwesend, so wohnte sie seinen Stunden bei und spielte auf seinen Wunsch seinen Schülern vor, wie sie auch mit ihm selber spielte. Das waren goldene Tage und Stunden für sie.

Äußerst impulsiven Naturells, bald harmlos heiter, bald zur Schwermut geneigt, war sie, so viel Glück sie durch ihre künstlerischen Gaben spendete, gleichwohl kein leicht zu beglückendes Menschenkind. Auch ihre am 4. Juni 1872 geschlossene Ehe mit dem Violoncellisten David Popper, einem hervorragenden Virtuosen, der im Wiener Hofopernorchester als erster Soloviolonceliist tätig war, schlug ihr nicht zum Glück aus. „Sofie, tu's nicht; Ihr paßt nicht füreinander", hatte der scharfblickende Meister sie väterlich gewarnt. „Künstlerehen sind noch gewagter als andere", meinte er. Beider Naturen klangen in der Tat nicht harmonisch zusammen. Sie trennten sich nach Verlauf einiger Jahre und Sofie Menter siedelte 1877 von Wien nach Budapest über. Künstlerische Freudentage durch Liszt brachte ihr schon zuvor Jahr um Jahr. So schreibt sie ihm 1873 aus Wien:

„Hochverehrter, angebeteter Meister,

Noch stehe ich unter dem unvergeßlichen Eindruck der letzten Tage, so daß ich eigentlich im Geiste und mit dem Herzen noch ganz bei Ihnen weile, und da Sie gestern selbst ausgesprochen

haben, mein Herz sei stets am rechten Fleck, so werden Sie mir hoffentlich diesen teueren Platz nicht mißgönnen. Damit will ich zugleich die Bitte verbinden, Sie mögen mir gestatten, Ihnen von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen von mir geben zu dürfen und bei Ihnen anzufragen, wo und wann wir im kommenden Frühjahr das Glück haben können, in Ihrer Nähe einige Wochen verweilen zu dürfen. Wie sehr ich mich schon jetzt darauf freue, könnten Sie nur sehen, wenn Sie einen Einblick tun könnten in mein von den letzten Tagen dankerfülltes Herz. Eine baldige Wiederholung dieser unvergeßlichen Stunden wird zugleich die Erfüllung lang gehegter sehnlichster Wünsche sein" . . .

Im Mai 1874 vom Kaiser von Österreich zu seiner Kammervirtuosin ernannt — eine Ehre, die sie nur mit Clara Schumann teilte — sendet sie ihrem lieben Meister, in dem sie den Vermittler ahnt, die inniggefühlten Zeilen:

„Immer ist es wieder Dank, herzlichster Dank, den ich Ihnen auszusprechen habe, gleichviel ob ich als stumme Bewundererin Ihrer unsterblichen Schöpfungen, ob als entzückte und verzückte Zuhörerin Ihres unbeschreiblichen Spiels, oder als zitternde und bebende Mitspielerin an Ihrer Seite erscheine. Unvergeßlich für's ganze Leben ist jeder einzelne Eindruck für sich und genügend, mich Ihnen, edler Meister, zu ewigem Dank zu verpflichten.

Sie aber, der große Geber, der edle Weltbeglücker, lassen es dabei nicht bewenden, und so habe ich dieser Tage wieder Ihrer Huld ein Zeichen zu danken, das mich doppelt beglückt, da ich weiß, daß

Sie der Urheber, die alleinige Ursache desselben sind.

Die funkelnagelneue „Kammervirtuosin“ dankt Ihnen herzlichst und hat keinen sehnlicheren Wunsch, als Ihnen stets beweisen zu können, wie sie ganz erfüllt ist von Dank und Liebe für Sie, hochverehrter Meister . . .“

Reisen führten Sofie, die Liszt 1876 durch Widmung seiner Transkription von Saint-Saëns' „*Danse macabre*“ auszeichnete, nach wie vor in alle Lande. Wohin sie kam, sah sie sich Lorbeeren gereicht. „Dergleichen“, schrieb ihr ihr großer Freund, „werden Ihnen nach Maßgabe des Bodens überall erblühen und Ihre künstlerischen Spaziergänge durch Europa und Amerika umschatten.“ Die Vertreter der verschiedensten Musikrichtungen — nur die Lisztfeindliche Clara Schumann ausgenommen — waren in der Bewunderung für sie einig. In Petersburg exaltierte sich das Publikum nach ihrem Vortrag der von Liszt transkribierten „*Tannhäuser*“-Ouvertüre im April 1880 derartig, daß es seine Huldigungen noch bei der schon im Wagen Sitzenden fortsetzte, über welche geräuschvolle Szene die Polizei, eine Nihilistenaffäre mutmaßend, in ernste Unruhe geriet.

Hatte die herrliche Künstlerin bis dahin den Osten durch ihre Besuche bevorzugt, so zog sie auf ihres Meisters Befürwortung nun auch die übrigen Himmelsgegenden Europas in den Kreis ihrer Wanderflüge. Den Verlockungen, letztere bis ins Goldland Amerika auszudehnen, wich sie standhaft aus; aber von der ihr von Liszt in Italien vorbereiteten Tournee profitierte sie mit Freuden.

„Ein römisches Sofie Menter-Konzert", schreibt ihr der Verehrte am 2. Dezember 1880 aus der Villa d'Este, „läßt sich leicht arrangieren und wird mich erfreuen. Obschon meine Empfehlungen Ihnen ganz überflüssig sind, bitte ich, stets darüber zu verfügen . . . In der „*Hugenotten*"-Phantasie ändern, schneiden und verbessern Sie ganz nach Belieben. Dergleichen Stücke sind nur von außerordentlichen Virtuosen zu produzieren — also Sofie Menter. Der Transkripteur dient dabei kaum als Klecks . . ."

Der erwähnte Klecks war der vierbeinige Liebling von Frau Menter: ein schöner weißer Kater, den Liszt wegen eines schwarzen Fleckes auf der Nase also getauft hatte. Er begleitete seine Herrin, die, eine enragierte Katzenfreundin, in ihrem Heim zahlreiche Prachtexemplare des graziösen Geschlechts beherbergte, stets auf Reisen und seine Photographie wurde mit der seiner schönen Besitzerin verkauft.

Am 29. Dezember applaudierte der Meister seiner in Rom konzertierenden jungen Freundin, über die wir in einem Billett an die Fürstin Wittgenstein lesen: „Ich kenne keinen weiblichen Pianisten, der Sofie Menter gliche. Sie kann es selbst mit den drei oder vier berühmtesten vom häßlichen Geschlecht mit Glück aufnehmen." Dem in Rom gespendeten Beifall schlossen sich Neapel und Florenz an.

Als „Löwin der Saison" sah sie sich 1881 in Paris und London und in der folgenden Saison in Spanien und Portugal, sodann im skandinavischen Norden gefeiert. In Kopenhagen spannten die Studenten ihr die Pferde aus, um sie selber im Triumph

ins Hotel zu fahren, und brachten ihr darnach einen Fackelzug, bei dem auch Klecks sich auf Verlangen mit auf dem Balkon zeigen mußte.

Wo huldigte man ihr denn nicht? Die Könige von Dänemark und Schweden hefteten ihr mit eigener Hand ihre Dekorationen an. Die Philharmonische Gesellschaft in London erwählte sie an Richard Wagners Stelle 1883 zu ihrem Ehrenmitglied — die erste Frau, der diese Anerkennung widerfuhr. Das Prager Konservatorium ernannte sie zur Ehrenprofessorin, die Universität Utrecht zur Ehrenstudentin.

Im Herbst 1884 trug ihr Karl Davidoff eine Klavierprofessur an dem von ihm geleiteten Konservatorium in Petersburg an. Kurz zuvor hatte Liszt sie in ihrem romantischen Sommersitz Schloß Itter in Tirol besucht. Dessen gedenkt ihr „getreuer Bewunderer und Freund“ in ein paar kurzen Zeilen vom 13. September:

„Meine paar Tage in Ihrem bezauberungsvollen Schlosse Itter verbleiben mir in bezauberter Erinnerung.

Wenn Sie den Petersburger Konservatoriums-Kontrakt unterschrieben haben, sagen Sie es mir. Sie wissen ja, daß ich diese Wendung und Fixierung Ihrer glänzenden Künstlerlaufbahn sehr billige. Sie bedingt keine übermäßigen Verbindlichkeiten und bringt Ihnen Vorteile.“

Den Antrag Davidoffs nahm Sofie Menter, von deren Lehrtalent Wassilj Sapellnikoff und Alice Ripper am lautesten zeugen, an. Als Anton Rubinstein aber 1887 an die Spitze der Anstalt trat und

die bisherige Selbständigkeit der Lehrkräfte beschränkte, schied sie mit der Mehrzahl der übrigen aus, um in der früheren Unabhängigkeit ihre Eroberungen fortzusetzen.

Im Oktober 1885 kehrte Liszt wieder für einige Tage bei der Schloßfrau von Itter ein. Für das Frühjahr 1886 hatte Großfürst Konstantin von Rußland den Meister zu einem Besuch in Petersburg eingeladen. Bezug hierauf nimmt dessen am 30. Dezember 1885 von Rom an Sofie Menter gerichtetes kurzes Briefwort:

„Wohlwollende Diplomatin und sehr
liebe Freundin,

Dem Großfürsten Konstantin schreibe ich meinen untertänigsten Dank für seine gnädige Einladung, nebst dem sehr motivierten Bedenken über mein Alter und meine Augenschwäche — und hauptsächlich meine Untauglichkeit zum Klavierspielen und Orchester-Dirigieren. Diese behindert mich, irgendwelche Ansprüche auf Honorierung zu stellen: doch wissen Sie, liebe Freundin, daß mein geringes Einkommen nicht ausreicht, Wohnung und Wagen in Petersburg zu bezahlen. — Vom 1. bis 12. April bin ich in London verhalten. Wenn es dann nicht zu spät ist, kommt nach Petersburg

Ihr stets getreu ergebenster

F. Liszt."

Noch einmal, am 18. März 1886, wird die Angelegenheit vom Meister brieflich und zwar von Argenteau bei Lüttich aus, berührt:

„Hochgeehrte liebe Diplomatin,

Acht Tage vor dem 19. April (russischen Stils) werde ich in Petersburg eintreffen. Bitte sehr mit meiner Wenigkeit möglichst wenig Umstände zu machen. Die zwei Programme scheinen mir richtig: meine geringe Beteiligung daran werde ich erst in Petersburg anmelden. Also am 19. April Elisabeth, am 23. Konzert. — Veranlassen Sie das Komitee, mir die Einladung zu den beiden Aufführungen an Novello et Co Music Publishers, 1 Berners Street, London zu adressieren. Vom 1. bis 12. April bin ich der Gast Novellos. Wie verhält es sich mit meinem Unterkommen in Petersburg, wozu mein dürftiges Einkommen nicht ausreicht? — Von Ihnen, liebe Freundin, erwarte ich in London Bestimmung. — So ehrenvoll für mich die Warschauer Einladung wäre, könnte ich derselben jetzt nicht Folge leisten. Vor Ende Mai ist meine Rückkehr in Weimar geboten, wegen der Tonkünstler-Versammlung in Sondershausen.

Herzlich ergebenst

F. Liszt."

Zur Reise nach Petersburg kam es nicht mehr. London und Paris hielten den Meister fest. Sie bemühten sich, innerhalb dieser kurzen Frühlingswochen einzubringen, was sie ihm jahrzehntelang an Anerkennung und Ehren schuldig geblieben waren.

Am 15. Mai begab sich Liszt von Paris auf die Rückreise nach Weimar. Von Bayreuth, dahin er sodann am 1. Juli gekommen war, sandte er Sofie Menter am 3. seinen letzten schriftlichen Gruß. Er lautete:

„Sehr liebe, verehrte Freundin,

Morgen, nach der kirchlichen Trauung meiner Enkelin Daniela von Bülow mit Herrn Professor Henry Thode (Kunsthistoriker), begebe ich mich zu meinen vortrefflichen Freunden Munkácsys: Schloß Colpach, Großherzogtum Luxemburg.

Am 20. Juli bin ich wieder hier zurück für die 7—8 ersten Vorstellungen des „Festspiels". Dann muß ich mich leider der mir sehr widerwärtigen Kur in Kissingen unterziehen und im September steht mir bei Gräfe in Halle eine Augenoperation bevor. Seit einem Monate kann ich gar nicht lesen und kaum ein paar Zeilen mühsam schreiben. Zwei gefällige Sekretäre helfen mir durch Vorlesen und Briefschreiben unter meinem Diktat.

Wie lieb wäre es mir, verehrte Freundin, Sie in Ihrem Zauberschlosse Itter zu besuchen! Doch sehe ich dazu keine nächste Gelegenheit.

Vielleicht kommen Sie nach Bayreuth, wo vom 20. Juli bis 7. August verbleibt

Ihr herzlich ergebener

F. Liszt."

Sofie Menter kam nach Bayreuth. Sie besuchte ihn am 24. Juli und fand einen schon vom Tod Gezeichneten, der acht Tage später aufhörte zu sein.

Sie blieb seine treueste Apostelin. Man konnte Liszts Klavierwerke nach ihm nicht schöner, nicht vollkommener in seinem Geiste wiedergeben hören als von ihr, die er vor allen andern wert gehalten. Leider nur zog sie sich, weil öfters leidend, allzusehr in die Stille ihres Besitztums in Stockdorf bei

München, dahin sie ihrer Gesundheit wegen von Schloß Itter übersiedelte, zurück. Wohl sandte sie von dort aus — wie man sie schon früher als Komponistin von ihr selbst vorgeführter funkensprühender „Zigeunerweisen“ kannte — manche tönende Grüße hinaus, die in Gestalt feiner Etüden, einer feurigen Tarantella und Mazurka, eines reizend koketten kleinen Walzers, einer gesangvollen Romanze das Gepräge ihrer eigenen Grazie tragen. Doch erst als es im Oktober 1911 den 100. Geburtstag ihres Meisters zu Budapest in großartigster Weise zu feiern galt, und zuletzt noch 1912 in der Münchner Tonhalle stillte sie mit Liszts Es dur-Konzert endlich wieder das Verlangen ihrer Verehrer, sie, in der uns so viel von Liszt lebendig blieb, zu hören und seines Geistes Hauch zu spüren. Da gab sie wieder, was sie allein zu geben vermochte. Noch vollendete sie in letzter Zeit ein geniales Ballett, dessen einzelne Teile sie uns bei einem Besuche in Stockdorf vorspielte und das sie, nach Mitteilung ihrer Schwester, der Wiener Hofoper zur Aufführung eingereicht hat.

Nun ward ihr von der Vorsehung ewiges Schweigen geboten. Einer Lungenentzündung erliegend, die sie sich beim Umzug nach München zugezogen, schloß sie am 23. Februar 1918, nachdem eine Lieblingsschülerin ihr zur letzten Freude ein neugelerntes Stück vorgetragen hatte, ahnungslos ihre Augen. Mit ihr ist uns Liszts Zauberspiel ganz und auf immer verklungen!